

PERNILLA ERICSON  
**IM FEUER**

Ein Fall für Lilly Hed

Aus dem Schwedischen  
von Friederike Buchinger

 | SCHERZ

**Einfach nur ein weiterer heißer Sommer.**

# 1

Erst begreift Kenneth gar nicht so richtig, was ihn aufgeweckt hat. Es ist so gemütlich unter der Decke, und er ist noch ziemlich verschlafen. In dem bisschen Dunkelheit, das man von einer Sommernacht im Juli eben erwarten kann, sieht das Zimmer fahl und grau aus. Der Wecker auf dem Nachttisch zeigt mit leuchtend roten Ziffern 02:03 Uhr an. Aber als sein Körper allmählich wach wird und sich seine Sinne schärfen, bemerkt er ihn. Den Geruch. Es riecht nach Feuer. Nach brennendem Holz und schmelzendem Plastik, irgendwo ganz in seiner Nähe. Eigentlich kann das gar nicht sein. Feuermachen ist überall streng verboten, man darf ja nicht einmal grillen. Welche Vollidioten sind denn so bescheuert und machen es trotzdem?

Er richtet sich auf, schlägt die Decke zurück und schaut aus dem großen Fenster gegenüber von seinem Bett. Brennt es bei den Nachbarn? Hat jemand im Wald gezündelt? Er blinzelt, versucht, etwas zu erkennen. Aber alles, was er ausmachen kann, sind der Nachthimmel und die dunklen Umrisse der Bäume. In der anderen Richtung erahnt er das Schimmern der neu angelegten Teiche. Keine Glut, kein Rauch.

Aber als er die nackten Füße auf den Fußboden setzt, fällt ihm auf, dass die Bodendielen warm sind. Viel zu warm. Erst da wird er richtig wach. Die Erkenntnis wirkt wie eine Alarmsirene. Er springt auf.

Der Brandgeruch wird jetzt immer beißender, der Rauch brennt

ihm in den Augen, reizt die Atemwege. Er fängt an zu schwanken, verliert fast das Gleichgewicht und muss sich auf dem Bett abstützen. In seinem Kopf dreht sich alles, es fällt ihm schwer, einen klaren Gedanken zu fassen, irgendwie zu funktionieren. Alles erscheint so unwirklich, er kommt sich vor, als würde er träumen. Kurz denkt er, was für ein Glück es ist, dass seine Frau die Kinder mit zu ihrer Mutter genommen hat. Dass sie ihm gesagt hat, er solle zur Hölle fahren. Seit ihrem kurzen, aber heftigen Wutausbruch hallen ihre Worte immer noch in ihm nach. Auch wenn sie dabei natürlich ganz leise war, damit die Kinder sie nicht hören konnten. Seitdem hat sie sein Handy mit vorwurfsvollen Nachrichten bombardiert. Jetzt ist er fast dankbar für ihre Wut, denn nun muss er nur sich selbst retten. Er ist ganz allein.

Wo hat er sein Handy hingelegt? Steckt es noch unten in der Jackentasche? Ja, da hat er es gelassen, um sich nicht länger ihre wütenden Nachrichten ansehen zu müssen. Er weiß sowieso nicht, was er ihr darauf antworten soll.

Er hat nur ein T-Shirt und seine Unterhose an, also greift er nach einer Jogginghose, steigt in ein Hosenbein und zieht sie hastig hoch. Ein Gedanke schießt ihm blitzartig durch den Kopf. Verdammte, er muss den Laptop aus dem Arbeitszimmer holen! Der Schlussbericht mit den Ergebnissen einer zweitägigen Sitzung, die bis tief in die Nacht ging, ist nur auf der Festplatte gespeichert. Wieso hat er keine Sicherheitskopie der Dateien angelegt? Wie konnte er so leichtfertig sein?

Fluchend reißt er die Tür auf und ist schon halb auf dem Weg ins Arbeitszimmer den Flur hinunter, als ihn die Hitze trifft wie ein Hieb. Er taumelt rückwärts. Jetzt sieht er den Rauch, der aus dem Erdgeschoss schwarz nach oben quillt. Er hört das Feuer. Es knistert und prasselt wie ein ausgehungertes Tier, das sich durch

die Treppe frisst. Mit einem Mal fällt ihm das Atmen schwer. Die Augen tränen. Unten in der Küche knallt es, als würde jemand gegen die Wände schlagen. Kleine Explosionen, Entladungen.

Kurz bleibt er wie erstarrt auf der Schwelle stehen, dann macht er kehrt. Den Schlussbericht hat er längst vergessen, er verschwendet auch sonst keinen Gedanken daran, noch irgendetwas aus dem Haus zu retten. Die Panik vernebelt alles, sein Herz pocht so heftig, dass es ihn zu zerreißen droht. Er rennt zum Fenster. Von dort kann er nach draußen aufs Vordach springen und sich so retten. Er schiebt den Fensterhaken auf, und dann zieht und zerrt er am Griff. Erst entschlossen, dann immer hektischer. Er reißt und müht sich, aber das verdammte Drecksfenster geht einfach nicht auf. Es bewegt sich keinen Millimeter, es klemmt. Er versucht es mit den anderen Fenstern im Zimmer, aber es ist überall dasselbe.

Er schaut nach draußen in den Nachthimmel, sieht die Spiegelung seines verzweifelten Gesichts. Den Wahnsinn in seinem Blick. Er erkennt sich kaum wieder. Das Gesicht dort im Fenster scheint ihn für einen Moment anzugrinsen, breit zu lachen. Hat er vor Entsetzen endgültig den Verstand verloren? Seine Augen tränen von dem Rauch, er blinzelt erneut und starrt das verzerrte Grinsen an. Irgendwo in seinem Hinterkopf taucht eine Erinnerung auf, verhöhnt ihn, drängt sich in den Vordergrund. Nur ein kurzes Blitzlichtgewitter in seinem Kopf, aber sein ganzer Körper schreit zur Antwort. Panik erfasst ihn. Er muss hier raus!

Jetzt handelt er nur noch instinktiv. Hastig dreht er sich um und reißt den kleinen Nachttisch an sich. Die Lampe knallt auf den Boden und zerbricht, der Digitalwecker flackert noch einmal auf, dann erlischt die Anzeige. Die Zeit bleibt stehen. Mit aller Kraft schleudert er das Tischchen gegen die Fensterscheibe. Glas-

splitter fliegen ihm entgegen. Das Fenster ist dreifach verglast, die innere Scheibe zerspringt ganz, die beiden anderen nur teilweise. Das Loch ist so groß wie ein Fußball. Er steckt die Finger in die Öffnung und reißt mit bloßen Händen an den gesprungenen Scheiben. Das Knistern hinter ihm wird immer lauter, während sich das Feuer durch die Tür frisst. Der Sauerstoff, der durch die kaputte Scheibe strömt, verleiht der Bestie neue Kraft. Schwarzer Rauch quillt ins Zimmer, raubt ihm die Sicht und nimmt ihm die Luft zum Atmen.

Seine Lunge verkrampft. Er merkt, dass er langsam das Bewusstsein verliert. Sein Körper gehorcht ihm nicht mehr. Er hat das Gefühl, als würde ihn jemand von innen erwürgen. Die Hitze, dieses hungrige Raubtier, ist jetzt überall. Die Glut beißt und schnappt nach seinen Kleidern.

Als das Feuer ihn verschluckt, starrt sein Blick leer auf das gesprungene Fenster, in dem sich nur noch der heller werdende Nachthimmel spiegelt. Leise, ganz leise, sind in der Ferne die ersten Sirenen zu hören.

# 2

20. Juni

NYNÄSHAMNSPOSTEN

---

Die Feuergefahr ist alarmierend hoch. Bereits ein einziger Funke kann schwere Brände verursachen. In vielen Bezirken gilt daher ab sofort striktes Grillverbot – auch auf Privatgrundstücken.

Durch die extreme Wetterlage mit hohen Temperaturen und anhaltender Trockenheit sehen sich mehrere Bezirksregierungen veranlasst, das geltende Feuerverbot auszudehnen. In diesen Gegenden ist das Grillen nun auch in privaten Gärten nicht mehr erlaubt. In Nynäshamn gilt seit Montag, 10 Uhr, ein totales Feuerverbot im Freien.

Lilly Hed ließ die Lokalzeitung sinken und legte sie neben sich auf den Sitz. Krigslida, Tungalsta, Hemfosa. Draußen vor dem Fenster glitten Pendlerbahnhöfe und die Sommerlandschaft vorbei. Stellenweise sah es aber eher nach Herbst aus, dachte Lilly. Die lange Trockenheit hatte vielerorts den Boden völlig ausgetrocknet, das Gras war gelb und verdorrt. Die Lupinen am Bahndamm ließen durstig die Köpfe hängen. Es war nicht zu übersehen, warum jeder Funke eine Bedrohung darstellte. An der Station Segersäng zuckte sie zusammen. Eine graue Rauchwolke zeichnete sich am Himmel über den Baumwipfeln ab, wie um den Zeitungsbericht zu untermauern, den sie gerade überflogen hatte. Die Feuerwehr hatte sicher gut zu tun, dachte sie.

Der Zug fuhr weiter, der Himmel vor dem Fenster klarte wieder auf, aber der Ausblick wurde von schmierigen Fingerabdrücken getrübt. Vermutlich Spuren der Familie mit Kindern, die den Platz verlassen hatte, als sie eingestiegen war. Menschen, die ihre Sommerferien genossen, immerzu unterwegs, zum Badestrand oder anderen Ausflugszielen. Der Zug passierte eine dunkle Wand aus Kiefern und Fichten. Sie standen völlig reglos da, nicht der leiseste Windhauch regte sich in den Zweigen. Es waren nur noch ein paar Stationen bis Nynäshamn und allem, was sie dort erwartete. Beim Gedanken daran bekam Lilly feuchte Hände. Sie rieb sie an ihrer Jeans trocken, dann holte sie tief Luft und betrachtete sich selbst in der sonnenwarmen Fensterscheibe. Ihre blauen Augen wirkten entschlossen. Alles würde gut werden. Es musste gut werden.

Ihr Blick wanderte weiter über die vollgestopfte Reisetasche neben ihren Füßen zu der Handtasche, die neben ihr auf dem Sitz lag und in die sie jetzt die Zeitung schob. Die Tasche war aus weichem Leder, ein Geschenk ihrer Mutter Eva. Hätte Lilly sich nach unten gebeugt und daran geschnuppert, hätte sie den leichten Duft von Patschuli erahnen können, der immer noch im Innenfutter hing. Das Souvenir an eine Frau, die in den tanzenden Siebzigern aufgewachsen war, mit Blumen im Haar, in einer offenen Welt, und die das ewige Fest in die Achtziger mitgenommen hatte.

Gedankenverloren spielte Lilly an einer der Schnallen herum, die schon ganz abgenutzt war. Aus einem der Innenfächer ragte eine Blisterpackung heraus. Schlaftabletten. Sie stockte mitten in der Bewegung und dachte an die mahnenden Worte der Ärztin, »allerhöchstens eine am Tag«, als sie ihr das Rezept ausgestellt hatte. Es war ein Versuch ohne große Erwartung gewesen. Sie hatte nicht daran geglaubt, je wieder schlafen zu können. Dass sie nicht mehr unter Hochspannung im Bett liegen und auf jedes Geräusch

lauschen müsste, ja, dass ihre Nächte sogar wieder erholsam sein könnten, diese Vorstellung war ihr geradezu verrückt vorgekommen. Sie war so müde gewesen und so traurig. Sie hatte es satt gehabt, immer auf der Flucht zu sein. Aber tatsächlich – die Tabletten hatten gewirkt. Als hätte jemand das Licht ausgeknipst. Ein Notausgang, als ihr Leben ein einziges Chaos gewesen war.

Bäume erhoben sich vor dem Fenster, das Sonnenlicht flackerte wie blendende Streifen zwischen den hohen Stämmen auf. An dem Abend, an dem sie ihren Entschluss gefasst hatte, war das Licht anders gewesen. Die Sonne hatte das Zimmer orangerot gefärbt, als stünde der ganze Himmel in Flammen. Das Gefühl in ihrer Brust war immer stärker geworden, sie musste raus, weg. Also hatte sie angefangen, die ausgeschriebenen Stellen zu sichten. Hatte alle Polizeibezirke und Einheiten durchgescrollt, und von denen gab es viele. Eine Menge Kollegen quittierten derzeit den Dienst, viele klagten über das Gehalt und die Arbeitsbelastung. Schließlich hatte eine der Anzeigen ihre Aufmerksamkeit geweckt, sie hatte sie angeklickt und gelesen. Da. Nur knapp sechzig Kilometer entfernt. Aber vielleicht reichte das schon. Vielleicht würde es ihr eine Atempause verschaffen.

Jetzt bremste der Zug mit einem sanften Ruck ab, der sie aus ihren Gedanken riss, und sie zuckte zusammen. Die Türen gingen auf. Schon da. Sie schnappte sich ihre Reisetasche und die Handtasche und sah sich noch einmal hastig um. Nichts vergessen. Sie stolperte aus dem Zug, nur Sekunden bevor die Türen sich wieder schlossen.

Die Nachmittagssonne brannte auf den Bahnsteig herunter und machte sie blinzeln. Sie hörte ein leises Lachen, es klang freundlich. Lilly ließ die Handtasche in die Ellenbeuge rutschen und hielt die Hand zum Schutz vor dem hellen Licht über die Augen. Vor

ihr stand eine uniformierte Polizistin, die Hände in den Hosentaschen. Lilly musterte sie. Sah störrische, schulterlange rotbraune Haare unter der Uniformmütze und jede Menge Sommersprossen auf der Nase. Lilly schätzte, dass sie etwa in ihrem Alter war, Mitte dreißig, vielleicht schon Richtung vierzig. Sah die Neugier in den Augen, als ihre Blicke sich trafen.

»Lilly Hed? Unser Neuzugang? Ich heiße Katja. Katja Broman-der.«

Sie streckte die Hand aus. Ihr Händedruck war kräftig. Lilly lächelte, zum ersten Mal seit sehr langer Zeit.

»Ja, die bin ich. Du kannst einfach Lilly zu mir sagen.«

# 3

Das Polizeirevier in Nynäshamn hatte auf dem Papier angeblich einunddreißig Angestellte, den Chef und die Verwaltungsmitarbeiter eingerechnet. Doch als sich Lilly im Auto nach der Personalstärke erkundigte, schnaubte Katja nur.

»Dreiundzwanzig kommt schon eher hin. Aber zeig mir eine Einheit der schwedischen Polizei, die nicht unterbesetzt ist. Du wirst schon sehnsüchtig erwartet, das kannst du mir glauben!«

Besonders heiß ersehnt kam Lilly sich allerdings nicht vor, als sie schließlich vor ihrem neuen Chef stand. Mehr als »Kommen Sie rein« hatte er noch nicht zu ihr gesagt.

Sein Büro war klein und bis unter die Decke vollgestopft mit Aktenordnern. Leicht belustigt nahm Lilly zur Kenntnis, dass dem Leiter der örtlichen Polizeidienststelle die digitale Speicherung von Informationen offenbar nicht zuverlässig genug erschien oder er ganz einfach zu bequem war, seine Ausdrucke wegzuworfen.

Einige simple Aquarelle hingen an der Wand, vielleicht hatte eines seiner Kinder sie in der Schule gemalt. Das Fenster stand halboffen, und eine ansehnliche Menge Staubkörner tanzte im Gegenlicht. Es roch ein bisschen stickig, wogegen auch der Fensterspalt nicht viel ausrichten konnte. Im eingetrockneten Kaffeebecher vor Dienststellenleiter Bertil Strömberg lagen fünf Beutelchen Snus-Tabak, obwohl sich der Papierkorb in unmittelbarer Reichweite befand. Lilly stand aufrecht vor ihm, die Hände hinter

dem Rücken verschränkt, und beobachtete den Mann jenseits des Schreibtischs. Sie schätzte ihn auf eher Ende als Anfang fünfzig, er hatte raspelkurze, stahlgraue Haare und hohe Geheimratsecken. Und ja, auch einen leichten Buckel und einige Falten, aber der Blick unter den buschigen Augenbrauen war scharf. Bertil Strömberg blätterte einen Papierstapel durch, hob ab und zu die kräftigen Brauen und sah sie an.

»Lilly Vendela Hed«, sagte er schließlich und summte leise. »Sie haben in Skärholmen angefangen. Gutes Revier.«

Sie nickte schnell. Er kam unüberhörbar aus Schonen. Bertil Strömberg stammte ursprünglich also auch nicht aus dieser Gegend, notierte sie gerade noch in Gedanken, als der durchdringende Blick sie schon wieder ins Visier nahm. Der Ausdruck in den braunen Augen war nicht kritisch, aber ein wenig skeptisch.

»Sie waren wirklich nicht faul. Sie sind in der Abteilung für Jugendkriminalität des Landeskriminalamts innerhalb kürzester Zeit zur leitenden Ermittlerin aufgestiegen, nur um wenig später zur jüngsten Sektionschefin ernannt zu werden, die die Nationale Einsatzabteilung je gesehen hat. Es ist noch nicht lange her, dass ich die fetten Schlagzeilen über einen Fall gelesen habe, den Sie geleitet haben. Sie sind erst vierunddreißig und haben sich schon einen Namen in der Truppe gemacht.«

Als er schließlich ihre Personalakte beiseitelegte, klang seine Stimme ein wenig schroff: »Da stellt sich mir die Frage, wieso zur Hölle sind Sie hier?«

Lilly hob die Augenbrauen.

»Wie bitte?«

Er sah sie unverwandt an. Mit gerunzelter Stirn löste sie die Hände hinter dem Rücken und verschränkte die Arme vor der Brust.

»Ich bin hier, um meinen Dienst anzutreten. Wie besprochen.«  
Jetzt lächelte er, und ein Netz aus attraktiven Lachfalten wurde an seinen Schläfen sichtbar. Er tippte mit dem Zeigefinger auf die Akte, die vor ihm lag.

»Das ist schön, aber was mich interessiert ist: Warum ausgerechnet hier? Oder sportlich ausgedrückt: Ihre Erfolge sind so offensichtlich, was will eine Spitzenspielerin wie Sie bei uns im Breitensport?«

Ihr hätte natürlich klar sein müssen, dass diese Frage irgendwann kommen würde, aber trotzdem war Lilly nicht darauf vorbereitet. Sie wich seinem prüfenden Blick nicht aus, aber sie biss die Zähne zusammen. Auf die Schnelle fiel ihr keine gute Antwort ein, also entschied sie sich für die erstbeste.

»Ich hatte das Bedürfnis nach einer Luftveränderung.«

Er hob prustend die Hände, als hätte sie einen schlechten Scherz gemacht.

Lilly unternahm einen neuen Versuch.

»Meine Tante wohnt hier. Ich möchte in ihrer Nähe sein. Sie wird langsam alt. Sie braucht mich.«

Die Tante, zu der Lilly nie besonders engen Kontakt gehabt hatte, wohnte schon seit Jahren in einem Seniorenheim in Haninge. Aber das wusste Bertil Strömberg ja hoffentlich nicht.

Er musterte sie einen Moment, und Lilly ahnte, was für ein Gefühl es sein musste, von diesem Mann verhört zu werden, schwitzend vor diesen unbewegten Augen zu sitzen. Dann breitete sich ein Lächeln auf seinem Gesicht aus, als hätte er das Rätsel endlich gelöst.

»Sie sind nicht die Erste, die genug davon hat, Vorgesetzte zu sein! Unglaublich, was die einem alles aufhalsen! Und es wird immer noch schlimmer.« Er wartete nicht ab, dass sie seine Theorie

bestätigte, sondern zuckte nur mit den Schultern. »Na ja. Aber gut für uns.«

Lilly entspannte sich ein wenig und lächelte erleichtert.

»Yes.«

»Okay, dann also willkommen im Team. Wir sind hier alle beim Du – mein Name ist Bertil. Bei uns läuft es folgendermaßen: Der Dienst ist hälftig aufgeteilt. Eine Hälfte im Funkwagen, eine Hälfte Sachbearbeitung. Ich denke da an sechs Wochen Streife, sechs Wochen Innendienst. Mitunter kann es vorkommen, dass du in einem der beiden Bereiche aushilfsweise einspringen musst. Du fängst draußen an. Dienstbeginn ist morgen um 15 Uhr.« Sein Gesichtsausdruck veränderte sich, er schien fast ein schlechtes Gewissen zu haben. »Und es ist wirklich kein Problem für dich, dass wir deinen Urlaub in den Herbst gelegt haben? Es war ein echter Kampf, diesen Sommer alle Wünsche unter einen Hut zu bringen.«

Sie nickte. Natürlich schrie ihr Körper nach einer Pause, aber vor allem brauchte sie Beschäftigung. Ablenkung.

Er lächelte erleichtert.

»Bei uns in der Gegend gibt's keine großen Schlagzeilen, nur den üblichen Kleinkram, Einbrüche und Familienstreitigkeiten ...« Er fuhr sich durch die kurzen, borstigen Haare. »Aber du hast gerade eine Sache verpasst, die beinahe richtig hässlich geworden wäre. Das Haus der Robertssons in Segersäng ist abgebrannt. Es hat noch Tage später geraucht und gequalmt. Die Feuerwehr und die Besitzer der umliegenden Grundstücke haben geschuftet wie die Tiere, um den Brand zu löschen und die Umgebung zu sichern. Wir hatten höllisches Glück, dass das Feuer nicht weiter um sich gegriffen hat. Kenneth Robertsson hatte vor, in seiner Freizeit Forellen und Saiblinge zu züchten, deshalb gab es rund um das

Haus genügend Wasser. Ohne seine Fischteiche wäre das Ganze wohl ziemlich übel ausgegangen, so trocken wie es hier überall ist. Stell dich schon mal darauf ein, dass du dir eine Menge Gejammer über das Grillverbot anhören musst. Wir bekommen viele Anrufe deswegen. Ein *brenzliges* Thema unter Nachbarn.« Er lachte über seinen eigenen Scherz und fuhr fort. »Katja hast du ja schon kennengelernt, sie zeigt dir gleich alles.«

»Sehr schön«, antwortete Lilly lächelnd.

»Ja, ich denke, das war dann wohl alles«, sagte Bertil abschließend. Und dann leise: »Ich habe nur keine Ahnung, wie ich verhindern soll, dass du hier nicht vor Langeweile umkommst.«

Der Mann verstand nicht, dass er gerade ihre Rettung beschrieben hatte. Dieser friedliche kleine Ort war ihr Notausgang. In Stockholm zu bleiben hätte bedeutet, Stück für Stück kaputtzugehen und der Dunkelheit zu erlauben, sie am Ende mitzureißen. Hier konnte sie ganz neu anfangen. Es musste klappen.

# 4

11. Juni 2001

*Sie waren wieder da. Haben mich mit Steinen beworfen.*

Seine Hände zitterten. Die Schrift wurde undeutlicher als sonst. Er machte eine Pause bei seinem Tagebucheintrag, sah aus dem Fenster und dachte an das, was geschehen war. Der erste Stein hatte ihn im Nacken getroffen. Ein Kiesel aus seiner eigenen Einfahrt. Kaum größer als ein Fingerhut. Aber es war ein harter Wurf gewesen, und er hatte den schmerzenden Rücken aufgerichtet, die Mistgabel fallen lassen und sich umgedreht. Um ihn herum herrschte Totenstille. Außer dem heiseren Krächzen einer Krähe hatte er kein Geräusch gehört. Niemanden gesehen. Vielleicht würde es diesmal bei dem einen Stein bleiben.

Er hatte sich wieder an die Arbeit gemacht. Unkraut gejätet, den Löwenzahn, der sich überall in seinem Kartoffelacker breitmachte. Er ging methodisch vor, sorgfältig. Ließ nur herrlich feuchten schwarzen Mulch und zarte Triebe übrig.

Es war eine Arbeit, bei der er immer leise vor sich hin summte, ein Singsang ohne tieferen Sinn. Über wachsende Kartoffeln. Das Krankengeld schwand, er hatte weniger zur Verfügung, also war ihm alles eine Hilfe, was er selbst anbauen konnte. Wobei ihm natürlich bewusst war, dass auch das Geld kostete, aber zumindest machte die Arbeit ihm Freude. Er brachte das Saatgut aus und sah das Ergebnis. Er allein.

Ein brennender Schmerz durchfuhr seinen Rücken, als der zweite Stein ihn traf. Hart. Dieser war größer und traf genau das Schulterblatt. Keuchend richtete er sich wieder auf und tastete mit den Fingern nach seiner Schulter. Das T-Shirt war zerrissen. Er betrachtete seine Hand. An seinen Fingern war Blut. Er war verletzt. Der nächste Stein kam angefliegen und landete direkt neben ihm. Dann noch einer. Noch größer. Hätte er ihn am Kopf getroffen, hätte es richtig übel ausgehen können. Er musste ins Haus. Die Hände schützend über dem Kopf, rannte er geduckt und ungelenkt zur Verandatür. Noch ein Geschoss flog auf ihn zu, prallte auf die Steinfliesen und schlitterte unter den Gartentisch.

Unbeholfen riss er die Tür auf und brachte sich hastig in Sicherheit. Seine Hände zitterten, als er versuchte, die Tür zuzuziehen. Sein Herz schlug so heftig, dass es weh tat. Immer mehr Steine prasselten gegen das Holz. Das Letzte, was er hörte, als sich die Tür endlich hinter ihm schloss, war ihr schrilles Gelächter.

# 5

»Wohin fahren wir, sagtest du?«

»Änggatan 12.«

Ein schneller Blick in Lillys Richtung. Ein bisschen neugierig.

»Zum alten Enbom-Leuchtturm?«

Lilly nickte. »Danke übrigens, dass du mich fährst, das ist supernett von dir.«

»Ach, ich kann auch gern noch den restlichen Tag Privatchauffeurin für dich spielen.«

Katja feixte. Sie kannte sich in der Gegend aus und fuhr entspannt mit einer Hand am Lenkrad. Die andere hob sie zum Gruß, als ein grüner Volvo in der Gegenrichtung an ihnen vorbeifuhr. Lilly nahm gerade noch ein Winken auf der Fahrerseite wahr. Katja schien hier überall gut bekannt zu sein.

»Denkst du nicht, es wird Richtung Winter ganz schön kalt da?«

Lilly zuckte mit den Schultern und bemühte sich, sorglos auszusehen.

»Es gibt wohl einen Kamin, habe ich gelesen. Aber Hauptsache, im Bett ist es warm. Mehr brauche ich nicht«, sagte sie und fügte hinzu: »Wobei ich mich im Moment ehrlich gesagt eher nach Frieren sehne. In diesem Sommer habe ich wahrscheinlich mehr geschwitzt als in allen vorherigen zusammengenommen.«

Katja lachte. »Da sind wir schon zwei.«

Enboms Leuchtturm war irgendwann in den siebziger Jahren ge-

baut worden. Ein enthusiastischer Leuchtturmliebhaber namens Sigvard Enbom hatte sich mit Eifer in das Projekt gestürzt mit nichts als einem abgebrochenen Architekturstudium im Rücken und seiner Begeisterung für die Historie schwedischer Leuchttürme. Enbom brauchte fünf Jahre bis zur Fertigstellung des aufwendig verzierten Bauwerks, und das ganze Unterfangen riss ein ordentliches Loch in seine Finanzen. Der Leuchtturm war auf seinem eigenen Grundstück errichtet worden, auf einer Landzunge, die von Schilf umgeben war. Ursprünglich hatte er vorgehabt, den fertigen Turm der Gemeinde zu stiften. Nun war es allerdings so gewesen, dass Sigvard Enbom die notwendigen Genehmigungen fehlten und ihm noch dazu ein paar grundlegende Fehler bei der Konstruktion unterlaufen waren. Er war ein Träumer ohne richtigen Plan, und so wurde der Leuchtturm nie in Betrieb genommen. Es hieß, das habe Enbom das Herz gebrochen und ihn am Ende dazu gebracht, hoch in den Norden zu ziehen. Die Verantwortung für das Gebäude blieb an seiner Schwester Hilda hängen. Da die Behörden gnädig ein Auge zudrückten, durfte Sigwards Schöpfung aber auf dem Grundstück stehen bleiben.

Seitdem vermietete Hilda Enbom den Leuchtturm, zuerst an abenteuerlustige Touristen und inzwischen an Mieter, die mindestens ein halbes Jahr bleiben wollten. Die Anzeige war eine ganze Weile online gewesen. Vermutlich, weil es nicht gerade von Menschen wimmelte, die davon träumten, nur zum Spaß länger als ein paar Wochen in einem fehlkonstruierten Leuchtturm zu wohnen. Aber Lilly hatte zugegriffen. Die traurige Geschichte des Enbom-Turms hatte sie erst später im Internet gelesen.

Das Auto bog ab und schwankte bedenklich, als es sich eine holprige Straße hochkämpfte, deren Asphaltdecke von eigenartigen Wurzeln aufgeworfen wurde. Die Bäume, die eben noch

dicht zwischen den Häusern gestanden hatten, gaben plötzlich den Blick auf das Wasser frei. Sie näherten sich der Zieladresse, einem rot gestrichenen, knubbeligen Leuchtturm, der auf der Landzunge thronte, elf Meter hoch, wie es auf der Wikipediaseite hieß. Er erinnerte ein bisschen an eine stämmige Matrone, die ihre Arme in die Seiten stemmte, dachte Lilly. Ein paar große Felsblöcke ragten aus der Wiese, die den Leuchtturm umgab, und der raue Eindruck wurde von Sträuchern abgemildert, die mit kleinen gelben Blüten übersät waren.

In der einen Richtung lag der Bootshafen der Nickstabucht, und in der anderen Richtung breitete sich die Nynäsbucht aus, die in der hellen Nachmittagssonne glitzerte. Das Wasser stand tief. Am Strand zeichnete sich eine Kante aus getrockneten Algen ab, wie der Schmutzrand in einer Badewanne. Sie hielten vor einem Haus an. Das musste die Villa Enbom sein, in der Hilda Enbom mittlerweile allein lebte.

»Hast du die Schlüssel?«, fragte Katja und zog die Handbremse an.

»Sie sind im Briefkasten der Villa Enbom für mich deponiert«, antwortete Lilly. Ächzend wuchtete sie die knallvolle Reisetasche aus dem Kofferraum und hängte sich den Riemen ihrer Handtasche über die Schulter.

Katja ging zum Briefkasten und kam kurz darauf wieder, den Schlüsselbund zwischen Daumen und Zeigefinger schwenkend. Sie legte ihn in Lillys ausgestreckte Hand.

Das neugierige Funkeln in Katjas Augen war zurück.

»Kommst du jetzt allein zurecht?«, fragte sie freundlich.

In der Frage schwang noch etwas anderes mit. Vielleicht erahnte sie Lillys Gemütszustand, auch wenn sie nichts über die Hintergründe wusste.

Lilly holte tief Luft und zwang sich zu einem Lächeln. Es gab kein Zurück. Jetzt war sie hier.

»Alles gut. Danke fürs Bringen.«

»Dann sehen wir uns morgen im Dienst«, sagte Katja und öffnete die Autotür.

Mit einem leisen Knarren öffnete sich die Tür zum Leuchtturm. Lilly stellte ihre Tasche ab. Vor ihr lag der größere Teil ihres neuen Zuhauses, das einzige Zimmer. In dem runden Wohnraum gab es ein schmales Bett, geschätzte neunzig Zentimeter breit, das neben einem eisernen Holzofen stand. Auf einem Regal über dem Bett thronte eine hübsche alte Öllaterne aus Messing. Außerdem gab es eine kleine Pantryküche und eine separate Kabine mit Dusche und Toilette. Das Wasser für beides kam aus einem Schlauch, der von außen durch ein Loch in der Wand geschoben worden war. Da der Leuchtturm seine eigentliche Aufgabe ja nicht erfüllen konnte, war er immer wieder umgebaut und nachgebessert worden, um Gäste beherbergen zu können. Ein kreisrundes Fenster stand einen Spaltbreit offen, aber als Lilly es zumachen wollte, sperrte es sich, als wären die Scharniere schief angebracht. Vielleicht einer von Sigvard Enboms Fehlern. Auf einmal überkam sie ein eigenartiges Gefühl von Zusammengehörigkeit mit diesem dysfunktionalen Gebäude.

»Wir sind offenbar beide ein bisschen kaputt, du und ich. Aber von außen sieht man es uns nicht an«, murmelte sie vor sich hin und tätschelte die kühle Wand. Hier im Leuchtturm war es zumindest etwas angenehmer als im Polizeirevier. Katja hatte wahrscheinlich recht mit ihrer Vermutung, dass das spätestens im Herbst zu einem Problem werden würde. Auch wenn Lilly das jetzt noch unendlich fern erschien.

Über ihrem Kopf schlängelte sich eine eiserne Treppe hoch in den Turm. Sie legte eine Hand auf das Geländer und spürte die abblätternde Farbe in der Handfläche, während sie Runde um Runde in engen Kreisen nach oben stieg. Sie hielt die Luft an, als sie endlich in der Glaskuppel mit der riesigen Lichtanlage stand. Mit der Laterne, die wohl nie geleuchtet hatte. Die Aussicht war umwerfend. Wald, prächtige Villen, ein leuchtend weißes Motorboot auf dem Weg hinaus aufs offene Meer, badende Menschen am Strand. Sie atmete aus. Das hier war ihr neuer Ausblick. Alles würde gut.

»Hallo?«

Von unten klang ein fragender Ruf nach oben. Lilly drehte sich um und schaute die Wendeltreppe hinunter. Ein pausbäckiges Gesicht sah lächelnd zu ihr herauf.

»Hallo, Sie müssen Lilly sein. Ich bin Hilda Enbom. Ich hatte den Schlüssel zur Sicherheit in den Briefkasten gelegt, aber da ich jetzt doch zu Hause bin, wollte ich meiner neuen Mieterin wenigstens Guten Tag sagen«, rief sie.

Lilly ging schnell die Treppe hinunter und begrüßte ihre Vermieterin. Hilda Enbom hatte einen überraschend kräftigen Händedruck und machte überhaupt einen ziemlich handfesten Eindruck. Ein leuchtend gelbes Kleid verpackte gekonnt ihre üppigen Kurven. Kinnlange Locken in einem schönen Bleigrau rahmten das fröhliche Gesicht ein. Lilly vermutete, dass sie um die siebzig war.

»Denken Sie, dass Sie sich hier wohlfühlen werden?«, fragte Hilda, die Arme vor der Brust verschränkt. Sie lächelte mit tiefen Grübchen in den runden Wangen. »Ich bin nur einen Steinwurf entfernt und freue mich immer über Gesellschaft, also klopfen Sie ruhig, wenn irgendetwas sein sollte.«

Sie duftete süßlich nach Vanille, wahrscheinlich ein Parfüm,

das eher auf Mädchen im Teenageralter zielte. Was nicht so richtig zu der ansonsten eher robusten Gesamterscheinung zu passen schien.

»Auf jeden Fall«, sagte Lilly höflich. »Das ist ein unglaublich spannendes Haus. Und die Aussicht da oben ist ja wirklich phantastisch.«

»Mein Bruder konnte stundenlang dort oben stehen und einfach nur schauen. Er hat sich immer ausgemalt, dass sein Projekt einmal Leben retten würde.« Hilda zuckte mit den Schultern und seufzte dann leise. »Aber daraus ist leider nichts geworden.«

»Waren Sie auch am Bau des Leuchtturms beteiligt?«, erkundigte sich Lilly.

Hilda lachte, ein Lachen, das in ein leises Schnauben überging.

»Nein, danke, wirklich nicht. In unserer Familie war nur Platz für einen Träumer. Und als sein Traum schließlich geplatzt ist, hatte ich mit den ganzen Kosten wahrlich genug zu tun.« Dann fügte sie schnell hinzu: »Ich habe viele Jahre in der Schulkantine gearbeitet, aber dann habe ich umgesattelt und bin Physiotherapeutin geworden. Inzwischen bin ich seit sieben Jahren in Rente.« Sie lächelte. »Sie vergeht ganz schön schnell, diese verflixte Zeit.«

Lilly bückte sich und hob ihre vollgepackte Tasche hoch. Ja, das hoffe ich, dachte sie.

# 6

Die gelben Aufnäher der Feuerwehruniformen bildeten einen leuchtenden Kontrast vor dem aschgrauen Bild der Verwüstung.

»Hier hat es angefangen. Es deutet alles darauf hin.«

Sein Kollege nickte und verschwand Richtung Waldrand, um einen Anruf entgegenzunehmen.

Von dem Einfamilienhaus, vor dem Jesper Hansson stand, war nur noch ein verbranntes Skelett übrig. Durch das Gerippe hatte er freie Sicht auf die künstlich angelegten Teiche und den angrenzenden, verkohlten Wald. Der Schornstein ragte wie ein schwarzer Turm aus der Brandruine, und die letzten Überreste des Hauses schienen sich an ihn zu lehnen wie ein Betrunkener, der sich nur noch mit Mühe aufrecht halten kann.

In den ersten Berichten hatte gestanden, dass das Haus mutmaßlich leer gewesen sei, der Nachbar, der ein ganzes Stück weg wohnte – und offenbar gern aus dem Küchenfenster schaute –, hatte das Auto der Familie wegfahren sehen und erinnerte sich noch deutlich an die Kinder auf dem Rücksitz. Aber dann hatte es sich doch anders herausgestellt: Ein armer Teufel war zurückgeblieben, dachte Jesper Hansson, Wehrführer bei der Feuerwache in Nynäshamn.

Techniker der Polizei und Brandermittler der Feuerwehr hatten sich schon vor Ort in dem ausgebrannten Haus umgesehen, genau wie ein Mitarbeiter des Nationalen Forensischen Centrums NFC, der Unmengen von Proben genommen hatte.

Das obere Stockwerk war bei dem Brand eingestürzt, aber die Stelle, an der Kenneth Robertsson gefunden worden war, ließ darauf schließen, dass er bei dem Versuch, aus einem der Fenster im Schlafzimmer der Eheleute zu flüchten, ums Leben gekommen war. Aus irgendeinem Grund war es ihm nicht gelungen hinauszukommen. Vielleicht war er betrunken gewesen, das war häufig der Grund, wenn Menschen in ihrem Zuhause verbrannten. In Panik taten auch die Finger nicht immer, was sie sollten. Und häufig setzte der Rauch seine Opfer viel früher außer Gefecht als die Flammen. Aber die Rettung – auf das Dach der Veranda zu springen und von dort auf die Wiese – musste sich frustrierend nah angefühlt haben. Mit einem Metalllineal stocherte Jesper Hansson in einem Haufen Asche, schob die rußigen Überreste einer Puppe zur Seite. Er hob den Blick.

Der Löscheinsatz in der Umgebung war so gut wie abgeschlossen, aber die Nachlöscharbeiten würden sicher noch einige Tage andauern. Wenn der Boden so ausgetrocknet war wie im Moment, war es besser, doppelt sicherzugehen. Das Risiko aufflammender Glutnester war unverändert hoch. Die Glut versteckte sich in Ameisenhaufen und Baumwurzeln, jederzeit bereit, sich wieder auszubreiten, sobald sie nur Luft und Nahrung bekam. Aber zum jetzigen Zeitpunkt war die Lage unter Kontrolle.

Hohe Bäume umgaben das große Anwesen. Er griff nach einem schwarzen Stück Holz, auf dem dreihundert Grad Celsius ihre Spuren hinterlassen hatten – das entsprach der Oberflächentemperatur, bei der sich trockenes Holz entzündete. So heiß waren die Flammen gewesen, die an diesen Ästen geleckt hatten. Unter bestimmten Voraussetzungen genügten Sekunden, um eine Feuersbrunst zu entfachen. Eine Flamme, ein Funke zur richtigen Zeit, mehr brauchte es nicht. Sie hatten wahnsinniges Glück gehabt

mit diesem Brand, dachte Jesper Hansson düster. Ein paar große, erst kürzlich angelegte Fischteiche hinter dem Haus hatten die Ausbreitung des Feuers aufgehalten, und sie hatten es rechtzeitig einkreisen können. Dass es nahezu windstill gewesen war, hatte ebenfalls geholfen, aber nicht so sehr, wie es ein kräftiger Schauer getan hätte. Und es sah nicht danach aus, als ob in nächster Zeit mit Regen zu rechnen wäre.

Für Jesper Hansson gehörte es zum Alltag, Risikobewertungen vorzunehmen, und er versuchte immer, die Ursachen der großen Brände in der Umgebung aufzuklären. Aber dieser Sommer war ein einziges großes Warnsignal. Er merkte, dass er nicht mehr so entspannt schlafen konnte wie sonst, dass sein Körper in ständiger Alarmbereitschaft war. Die Allgemeinheit war nicht bereit, sich umzustellen: Familien beim Picknick, die sauer wurden, wenn sie ihren Einweggrill wieder einpacken mussten. Jugendliche, denen ihr Lagerfeuer am Strand genommen wurde. Gartenabfälle, die auf dem eigenen Grundstück nicht verbrannt werden durften, nicht mal in einer Tonne, bewacht von einem Erwachsenen mit Gartenschlauch. Ein Funke konnte bedeutend weiter fliegen, als die Leute ahnten.

Das Feuer im Haus der Robertssons schien in der Küche ausgebrochen zu sein, wo die Spüle aus rostfreiem Stahl immer noch aufrecht stand. Die Schmelz- und Brandspuren deuteten darauf hin, dass der Herd die Brandquelle war. Ein ausgebrannter Topf. Der Brandermittler hatte etwas von »da hat wohl mal wieder jemand die Nudeln vergessen« gemurmelt. Es war eine der häufigsten Brandursachen in Wohnhäusern. Die Leute fingen an zu kochen, wurden von irgendetwas abgelenkt und verließen die Küche. Wahrscheinlich war es einer dieser Unglücksfälle.

Es war ein gepflegtes Grundstück gewesen, mit geschnittenen

Hecken und – auch wenn nicht mehr viel davon übrig war – ordentlich gemähtem Rasen. Sicher hatten die Eigentümer abends heimlich gewässert, trotz der geltenden Beschränkungen in der Gegend. Die Geräte und Gartenmaschinen hatten noch nicht viele Jahre auf dem Buckel und standen glänzend aufgereiht im Schuppen. Hier hatten Leute gewohnt, die Wert darauf legten, technisch immer auf dem neuesten Stand zu sein, und die ihre Sachen gut in Schuss hielten. Dasselbe hatte mit Sicherheit für das Innere des Hauses gegolten. Sauberkeit und Ordnung. Nur leider offenbar nicht überall. Angesichts dessen, was sie in das Haus und die übrige Technik investiert hatten, stellte sich die Frage, warum diese Familie, die noch dazu Kinder hatte, keine funktionierenden Rauchmelder besaß. Das passte nicht ins Bild. Aber trotzdem hätte der Hausbesitzer rechtzeitig aufwachen müssen, als der Rauch sich ausbreitete. War Robertsson also womöglich wirklich betrunken gewesen?

Jesper umrundete ein größeres Stück der Außenwand, das beim Einsturz des Hauses in der Küche gelandet war. Er betrachtete die Fenster, die den schönen Ausblick über das Grundstück eingerahmt hatten.

Er stocherte mit dem Metalllineal, beugte sich vor und ging dann in die Hocke. Seine Augen weiteten sich. Hatte er das gerade richtig gesehen?

Ja.

Ein Detail, das einem wirklich leicht entgehen konnte. Aber vermutlich hatte es das Schicksal des armen Kerls im ersten Stock besiegelt.